Early Journal Content on JSTOR, Free to Anyone in the World

This article is one of nearly 500,000 scholarly works digitized and made freely available to everyone in the world by JSTOR.

Known as the Early Journal Content, this set of works include research articles, news, letters, and other writings published in more than 200 of the oldest leading academic journals. The works date from the mid-seventeenth to the early twentieth centuries.

We encourage people to read and share the Early Journal Content openly and to tell others that this resource exists. People may post this content online or redistribute in any way for non-commercial purposes.

Read more about Early Journal Content at http://about.jstor.org/participate-jstor/individuals/early-journal-content.

JSTOR is a digital library of academic journals, books, and primary source objects. JSTOR helps people discover, use, and build upon a wide range of content through a powerful research and teaching platform, and preserves this content for future generations. JSTOR is part of ITHAKA, a not-for-profit organization that also includes Ithaka S+R and Portico. For more information about JSTOR, please contact support@jstor.org.

# IV.

## Entgegnung auf den Aufsatz des Hrn. Palacky.

Von

**Max Büdinger.**

Nur meine Achtung vor den sonstigen großen und bleibenden Verdiensten des Hrn. Palacky kann mich bestimmen, auf eine Zurückweisung seiner Behauptungen mich einzulassen. Denn im Uebrigen wäre sein Aufsatz am besten mit Schweigen erwiedert worden; einmal der Form wegen, die, unbekümmert um die von mir bewahrte rücksichtsvolle Haltung, an die leidenschaftlichen Ausbrüche anderer čechischer Literaten gegen mich nur zu sehr erinnert. Dann aber ist der Inhalt jedes neuen, zur Sache gehörigen Argumentes so gänzlich baar und ledig, daß ich auch in dieser Beziehung mein Erstaunen über eine Polemik nicht unterdrücken kann, welche bei sogenannten „Rechtsfreunden“ allein entschuldigt werden könnte.

Denn unmöglich kann Hr. P. glauben, durch ein Paar Anekdoten von Ignoranten seiner Bekanntschaft erwiesen zu haben, daß in Böhmen im J. 1817 Niemand historische Kenntnisse genug besessen habe, um die sogenannten Heldengesänge der Königinhofer Handschrift zu verfassen. In dieser Beziehung schöpfte man überdies nach meines

Gegners eigenen Worten (S. 122) „die Kenntnisse und Belege vorzugsweise aus — Hajek“. Eben aus diesem Hajek sind nun aber nach meinen Ausführungen die drei Heldenlieder aus historischer Zeit ausschließlich genommen, und nur etwa bei dem Gedichte Jaroslaw sind noch ein paar anderweitige Notizen benützt. Der Nachweis, wie die betreffenden Erzählungen bei Hajek entstanden seien und in welcher Art sie bei Verfertigung der Königinhofer Handschrift benutzt wurden, macht räumlich und sachlich den Hauptinhalt meines Aufsatzes aus, wie jeder Leser dieser Zeitschrift weiß, der nicht ein so kurzes Gedächtniß hat, als ihm Hr. P. zuzutrauen oder zu wünschen scheint.

Auf diese Beweisführung geht nun mein Gegner gar nicht ein und schiebt sie mit dem Ausrufe (S. 124) zur Seite, es sei ihm dieselbe „gründlich widerwärtig“. In der That aber war es seine Pflicht, diesen entscheidenden Punkt ehrlich zuzugestehen oder gründlich zu widerlegen, wenn er sich über die ganze Streitfrage überhaupt noch äußern wollte; denn mit Sympathien und Antipathien hat die historische Kritik schlechterdings nichts zu schaffen.

Hr. Palacky behauptet freilich, froh zu sein, nach dem, „was die in Prag gedruckte (gegen mich gerichtete) Brochure und andere Aufsätze dagegen vorgebracht, auf das Detail derselben (meiner Ausführungen) nicht eingehen zu müssen“. Aber abgesehen davon, daß überhaupt nur meine Ausführungen über eines der betreffenden Gedichte bekämpft wurden, kann es Hrn. P. nicht unbekannt geblieben sein, daß ich in einer besondern Brochure (die Königinhofer Handschrift und ihr neuester Vertheidiger, Wien bei Gerold 1859), welche bereits Ende April d. J. erschien, auf jene Einwürfe geantwortet habe, und andererseits nimmt derselbe ja keinen Anstand, bei weitem unwichtigere Momente jener Angriffe hier noch einmal in aller Breite dem Publikum aufzutischen.

Was insbesondere die Trommelfrage betrifft (s. o. S. 113 flgde.), so verweise ich den geneigten Leser auf S. 22 und 23 meiner Brochure, wo sich auch eine Zusammenstellung von Quellenangaben über die kriegerischen Lärmzeichen der Böhmen im 11. und 12. Jahrhundert findet, so wie auf die Nachträge zum zweiten Hefte dieser Zeitschrift S. 575 und 576; er wird da die Antwort auf die mir ge-

machten und von Hrn. P. wiederholten unbedachten Einwürfe finden. In Bezug auf das signum Bohemorum namentlich muß man sich wundern, daß auch Hr. P. sich in solcher Weise irreführen lassen konnte. (Vgl. S. 23 meiner Brochure.)

Zur Sache will ich übrigens noch bemerken, daß die Stelle bei Aeneas Silvius [1]), auf die mein Gegner mich selbstständig hinweist, den Gebrauch von Trommeln im Kampfe selbst für jene Zeit noch nicht sicher darthut, wenn ich auch kaum zweifle, daß sich gelegentlich noch eine frühere Erwähnung derselben als die bei Jean Molinet (Historische Zeitschr. I, 576) finden wird, welche vorläufig die älteste mir bekannte bleibt. Eine Notiz aus Nestor mag hier aber doch noch eine Stelle finden. Derselbe erzählt nämlich (S. 83 d. Ausg. der archäogr. Commission), teuflische Wesen hätten in ihrer Freude über die gelungene Ueberlistung eines Mönches demselben zum Tanze aufgespielt und zwar „auf Schalmeien, bubny und Guslen (den noch heute in Serbien üblichen Saiteninstrumenten)". Auch ohne die entscheidende Kenntniß der Kriegsbräuche des Mittelalters muß Jedem einleuchten, daß diese bubny und die in der Königinhofer Handschrift bei dem Eindringen der Böhmen in Prag erwähnten, die „wie Donnerschläge schallen", nicht gleicher Art sein können; die letzteren sind eben Hajek's „große Trommeln" und die ersteren so gut wie die tympana, von denen Nestors Zeitgenosse Cosmas (II, 50) meldet, ohne Zweifel von jener Art Tambourins, über die ich in meinem Aufsatze (S. 139) gesprochen habe.

Wenn Hr. Palacky ferner einen Fehlschluß in Bezug auf die Folgerung wiederholt, die ich aus der Veröffentlichung der prophetia Lubusse gezogen habe, so kann ich wiederum nur auf die S. 9—11 gegebene Antwort meiner Brochure verweisen, wo ich auch S. 13—16 meine Ansicht über die Entstehung der Königinhofer Handschrift ausführlicher entwickelt habe; denn auch in dieser Beziehung bringt mein Gegner (S. 120) lediglich eine Wiederholung — den Zusatz über

[1]) Ferunt illum (Zischam) — iussisse cadaveri suo pellem adimi, ex pelle tympanum fieri eoque duce bella geri, arrepturos fugam hostes, quam primum eius tympani sonitum audierint. Hist. Bohem. cap. 46.

H. Feifalik ausgenommen, worüber mir natürlich noch keine Antwort zusteht. Wenn Hr. P. aber (S. 125) den lateinischen Text und die böhmische Uebersetzung der prophetia Lubusse trennt, jenen für echt und auf König Wenzel bezüglich erklärt, und nur die Fälschung des böhmischen allenfalls zugesteht, so will ich darüber um so weniger mit ihm streiten, als die letztere Thatsache zu dem Zwecke, zu welchem ich das Machwerk benutzt habe (a. a. O. S. 9—11), an sich schon hinreichen würde.

Hr. Palacky sucht (S. 112) die Echtheit der Königinhofer Handschrift noch einmal durch die Autorität unsers verehrten Meisters Pertz zu decken. Als ein Angreifer der Echtheit des Libussaliedes sich auf die zweite Hälfte des betreffenden Ausspruches [1]) berief, erwiederte ihm mein Gegner (Bohemia 1858 S. 986), derselbe hebe diese Autorität selbst auf, indem er ihren Beweis für die Echtheit der Königinhofer Handschrift nicht gelten lasse. Mit gutem Rechte könnte ich Hrn. Palacky dasselbe erwiedern. Ich will aber lieber mit einigen Worten auf die Sache eingehen.

Die Echtheit des Libussaliedes wurde von seinem ersten Erscheinen an bestritten, die der Königinhofer Handschrift bis auf die neueste Zeit gar nicht angefochten — eine gelegentliche kurze Anmerkung Kopitars ausgenommen, welche von böhmischen Nachahmungen der serbischen Volkslieder sprach. Wenn also Pertz die böhmischen Handschriften des Museums ansah, die seinen Zwecken eigentlich fremd waren, so war es eben so natürlich, daß er ohneweiters die Echtheit der Königinhofer Handschrift acceptirte, die nach dem Facsimile ohnehin in einer nicht schwer nachzuahmenden Minuskel geschrieben ist, als daß er ein so bestrittenes Denkmal wie das Libussalied einer näheren Prüfung unterzog.

---

[1]) „Die Bibliothek des böhmischen Museums besitzt unter anderen auch die Bruchstücke der Königinhofer Handschrift, welche aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts, wogegen der angeblich älteste Ueberrest böhmischer Sprache auf ausgekratztem Pergament, Dintelinien und Schrift, welche an das 14. Jahrhundert erinnert, ohne Zweifel neueres Machwerk ist". Archiv IX, 465.

Einem Gegner wie Hrn. P. gegenüber ist übrigens eine paläographische Prüfung der angeblich altböhmischen Denkmale, wenn sie zu einem denselben ungünstigen Resultate führt, ganz erfolglos; denn derselbe hat bekanntlich in der von ihm (S. 109) citirten Abhandlung eine böhmische Schreibschule statuirt, welcher er alles in paläographischen Dingen Unerhörte, das sich in jenen Denkmalen findet, als eine sonst eben unbekannte Tradition zuweist. Aus diesem Umstande mag sich der mit der Sache nicht näher vertraute Leser dann auch die Clausel auf S. 111 erklären, unter welcher Hr. P. die Resultate paläographischer Untersuchung acceptirt.

Auf Göthe's Ausspruch lasse ich mich ungern näher ein; denn es ist mir, um mit Hrn. P. zu reden „gründlich widerwärtig", den theuren Namen mit diesen schmutzigen Dingen wiederum in Verbindung gebracht zu sehen. Nur will ich bemerken, daß die Theilnahme des großen Mannes für das böhmische Falsifikat sich nächst dem Interesse, welches er längst für das Vorbild desselben, die serbische Volksdichtung, bethätigt hatte, vermuthlich aus der, für uns freilich leicht begreiflichen Verwandtschaft erklärt, welche er hie und da mit den Produkten seiner eigenen Muse finden mochte. In Bezug auf eine „Schwester" der Königinhofer Handschrift habe ich in meinem Aufsatze S. 151 Anm. 2 auf etwas derart bereits hingedeutet.

Auf das politische Präludium des Hrn. P. gedenke ich eben so wenig einzugehen, wie auf die gerichtlichen Aussagen (S. 108) in Bezug auf die Auffindung der Handschrift: auf jenes nicht, weil die jetzige bedrängte Lage des Reiches es mir nicht angemessen erscheinen läßt, auf diese nicht, weil sie der Vermuthung ein ebenso weites Feld lassen, als dieselbe bisher hatte.

Ich komme zum letzten und peinlichsten Theile meiner Erwiederung: zur Zurückweisung der Entstellungen und Insinuationen meines Gegners. Es handelt sich um drei Punkte.

Was derselbe erstlich in Bezug auf die im J. 1817 verbreitete Kenntniß von Jaromir's Wiedereinsetzung (1004) behauptet hat, findet sich S. 133 meines Aufsatzes mit Hrn. P's. eigenen Worten angeführt. Die „Versetzung" seiner Behauptungen, deren er mich (S. 123) beschuldigt, findet sich in meinem Aufsatze nirgends.

Er behauptet ferner (S. 116) nach einer obligaten Unhöflichkeit,

ich habe ein positiv begründetes „ist“ mit einem durch nichts gerechtfertigten „könnte sein“ zu beseitigen gedacht. In Bezug auf die von Hrn. P. beobachtete Thatsache nämlich, daß patronymische Benennungen der böhmischen Großen um 1280 schon durch erbliche Familiennamen verdrängt waren, hatte ich (S. 148 meines Aufsatzes) bemerkt, „es sei denkbar, daß die patronymische Benennung sich noch eine Zeitlang im Volksmunde erhalten habe“, wie denn die gleiche Thatsache sowohl im vorigen Jahrhundert in Hochschottland, als in unsern Tagen bei den Inselfriesen beobachtet worden ist [1]). Die ganze Bemerkung war aber, wie Jeder sieht, gar nicht für mich, sondern zu Gunsten der Vertheidiger der Königinhofer Handschrift gemacht, weil das betreffende Gedicht aus einem anderen Grunde (S. 147 unten meines Aufsatzes) eben nur in diese Zeit passen würde. Wenn Hr. P. diesen Grund dadurch zurückweisen zu können meint, daß er (S. 116) behauptet, man müsse mehr Züge annehmen, als die Quellen bieten, so ist das um so sonderbarer, als er mir unmittelbar vorher die Möglichkeit einer populären Bezeichnung bestritten hatte, weil sie nicht urkundlich erweisbar sei.

Schließlich muß ich noch die Insinuation mit Entrüstung zurückweisen, als hätte ich den Namen des Prof. Miklosich in die Debatte gezogen, ohne dazu berechtigt zu sein. Ich kann vielmehr nur wiederholen, was ich S. 152 meines Aufsatzes in dieser Beziehung geäußert habe. Wenn übrigens Prof. Miklosich in keiner Weise der unberechtigten Aufforderung des Hrn. Palacky entspräche, sich über diese Fragen ausführlich vernehmen zu lassen, so würde ich das sehr begreiflich finden. Denn nach meiner Ansicht würde er es ja doch mit Gegnern zu thun haben, welche nüchterner Erwägung eine für Vernunftgründe unzugängliche, sentimentale Leidenschaft entgegensetzen und unter allen Künsten die nie absterbende am besten verstehen,

τὸν ἥττω λόγον κρείττω ποιεῖν.

Wien 2. Juli 1859.

[1]) Jenes ist von Walter Scott, dies, wenn ich nicht irre, von Moritz Busch bezeugt; doch sind mir die betreffenden Citate nicht zur Hand.